

Uebersicht. Sprachen und Völker. — Das Salz in Liebenbürgen. — Aus Irland. II. Dublin. (Schluß). — Das Villa'sche Planspizsärlum. — Literatur und bildende Kunst.

Sprachen und Völker.

W. Man pflegt gewöhnlich, wenn man die Entwicklung eines Volkes in politischer und culturhistorischer Beziehung untersucht, den literarischen Sprachen dieselben — und zwar mit vollem Rechte — die bedeutendsten Aufmerksamkeiten zuzuwenden, wobei jedoch nur nebenbei und, weil die Ausdrucksweise doch auch ein kleinmengenberücksichtigt sein will, gewissermaßen Blick auf die Sprache, ohne jedoch der Entwicklungsgeschichte derselben eine weitere Beachtung zu gewähren oder gar eine Bedeutung zuzuschreiben. Ich glaube, man thut daran sehr unrecht. Niemand wird jede Regung des Volksgeistes — sie mag einen nationalen Fort- oder Rückschritt enthalten, so fein und tief gefühlt und empfunden, als in der Sprache! — Nicht der Inhalt dessen, was bei solchen besonderen Zeitereignissen in Wort und Schrift sich äußert — ist es, den wir hier näher untersuchen wollen, sondern bloß das Reich, in welches sich jener Inhalt hält, und wir können schon aus diesem Reiche Schlüsse thun auf den Charakter der einzelnen Nationen, sowie wir aus der Ausdrucksweise eines einzelnen Individuums schon mit Bestimmtheit bei den ersten drei Worten wissen, ob der Sprechende ein gebildeter oder ungebildeter Mensch sei.

Betrachten wir vor allem Andern eine Sprache, und zwar in der Totalität ihrer Entwicklung, ohne uns in die Specialitäten der Dialecte einzulassen, die sich meist geographisch erklären, und deren Bedeutung erst in jüngerer Zeit tiefer gefühlt und erkannt wurde, und nehmen wir als die zunächst liegende die deutsche Sprache in näheren Augenblicken, so werden wir finden, daß die vier Perioden ihrer Entwicklung genau auf den jezeitigen Zustand der Nation selbst schließen lassen und ein getreues Bild geben von der ganzen damaligen Denk- und Lebensweise.

Wie wohlthätig und dennoch kräftig, wie fest in sich gegliedert tritt uns die gothische Sprache entgegen! Ein Volk, das eine solche Sprache redete, mußte in sich selbst bestimmte Normen und Gesetze haben, mußte eine Bildung besitzen, die, wenngleich von dem Culturleben der Römer und Griechen noch weit entfernt, dennoch die höchste und rauschigste Grundanlage bildete, fremde Elemente aufzunehmen, umzuwandeln und weiter zu führen. In der That finden wir aus diesen germanischen Stämmen aus den ersten, welcher die Lehren des Christenthums und mit ihnen die Völler höherer Entwicklung annahm. Die Menge von Wörtern in der Sprache läßt auf eine freie Ueberspringbarkeit des Volkes, die Reichtigkeit der Bildungen, der Zusammenfügungen und Ableitungen in den Wörtern auf sein hohes, dinesisches, nationales Abstractionssystem schließen, ferner auf ein leichtes, aber stets selbstständiges Verbinden mit anderen Völkern, wie wir ja aus Jern und Eisen wissen, daß der Einfluß der Gothen bei den Hunnen ein bedeutender war. — Das harte und scharfe Auseinanderhalten der so mannigfachen Flexionsformen scheint auf ein jedes Festhalten am Alten und Hergebrachten, auf ein Schützen und Hochachten selbst dessen, was bloß Form war, zu deuten, und so stellt sich uns ein deutliches und charakteristisches Bild des gothischen Volkes heraus, wenn wir seine Sprache betrachten.

Anderes mußte sich in den Zeiten der Völlerwanderung, bei den kühnsten Zügen und Kämpfen der Nationen, bei dem innerwährenden Kriegeleben und Nomadismen allmählich die früher so hochgebildete Sprache ausbilden, Raub und Hart wie der Krieger, der in den Waffen schlief, mußte sich gestalten, was biegsamfähig war, fremde Elemente kamen unbewußt bei den fortwährenden Verührungen mit heterogenen Völkern in die sonst meist selbstständliche Sprache, ja diese selbst mußte sich in eine Menge Dialecte zertheilen, da das Stämmen der Nationen gegeneinander nach allen Seiten hin geschah. Die Fälle der eigenthümlichen Formen, das Festhalten an bestimmten Flexionen schwand allmählich dahin, wie ja die eigentliche Natur vor dem Ziehen und Zerschneiden auch bei den einzelnen bald sicker, bald unterliegenden Stämmen mehr und mehr verschwand, und wenn wir das Bild der zertrümmten, schwankenden und verwitterten-ranken Sprache ansehen, einer Sprache, die schon mit fremden Elementen gemischt und verweht ist — so finden wir darin auch das Abbild der deutschen Stämme dieses Zeitraums wie in einem Spiegel und vermögen die Raue und Formenschiedenheit des vorangegangenen Gothischen auf das lebhafteste.

Fortwährend auch der gothischen und altgothischen Sprache entwickelte sich die sogenannte mittelhochdeutsche Ausdrucksweise. Zwar findet sich noch immer dieselbe Dialectzerpflünderung vor, wie in der unmittelbar vorangehenden Zeit; aber die vorherhandenen Producte der Sprache, die sich zuerst in Schwaben, bald aber auch am Oberrhein, in der

Schweiz, in Baiern, Oesterreich und Franken vorfinden, vereinen sich zu einer recht rasch und hochdeutscher genannten Sprachgruppe, die sich von dem Altdeutschen, dessen unmittelbare Fortsetzung sie war, in vielen Punkten unterscheidet. Wir finden in dieser Vereinigung einerseits und in der dabei fortwährend bestehenden Dialectzerpflünderung andererseits wieder ein bezeichnendes Merkmal des Mittelalters. Auch in diesem Zeitraume zeigen sich diese beiden Seiten, welche einander so sehr zu widersprechen scheinen! Das harte Lebenswesen zerfällt allmählich und es bilden sich aus den Vassallen des kaiserlichen Oberhauptes eine Masse selbstständig werdender Landesherren. Diese finden nicht den Völlen von Adel, die keinen hohen Rang in der bürgerlichen Gesellschaft einnehmen, sich aber dennoch von dem Bürger und Bauer unterscheiden wollen, ihren gemeinsamen Mittel- und Vereinigungspunkt in der Schöpfung des Standes der Ritterlichkeit. Ebenso hat die Kirche ihre Zersplitterung; ebenso treten später die Städte, die Zünfte u. s. f. in Vereine.

Die mittelhochdeutsche Sprache hat die Raubheiten, die einfachen und doppelten Schärfungen des Altdeutschen allmählich abgerundet, die Flexionen sind einförmiger und farblos geworden, aber ihre Wurzeln klingen noch voll und rein, weniglich milder als in der unmittelbar vorhergehenden Zeit. Auch der Charakter der Nation ist ein milderer geworden. So wie sich die einzelnen Stämme nicht mehr so scharf von einander unterscheiden und in den Kreuzzügen die Nation als solche mit andern abendländischen Nationen Hand in Hand geht, ebenso mildert auch der gemeinsame Zug der Verehrung gegen die Frauen die Sitten, und das ganze Wesen charakteristischer Stärke mit Zartheit, denn durch das sanftere Element war seine Verweichlichung eingetreten.

Allein allmählich verwandelt die Sprache mehr, und mehr Construktionen willkürlicher Art, Flexionen geschwächter Form, Unübersichtlichkeit und sonderbare Manieren prägen sich in ihr aus und am Ende haant jeder mit seiner Ausdrucksweise, wie er eben will oder wie er es versteht. Es geht keine allgemeine Norm mehr, kein gemeinlichstes Gesetz durch das Sprachgebäude, in allen Enden und Ecken ist Verwirrung und das Ganze dreht sich zusammenzufürzen.

Ebenso geht es aber mit dem heiligen römisch-deutschen Reiche. Die Reichsfürsten haben in ihren einzelnen Gebieten die Landesheute vollstänig erreicht; sie strengen sich wenig mehr um den Kaiser und jene Tage, an welchen das ganze Staatswohl berathen werden sollte. Auch thaten die an der Spitze lebenden Fürsten selbst wenig genug; die Kurenbürger sorgen nur für ihr Stammland und Albrecht II. regierte leider zu kurze Zeit, um etwas Größliches anzutreten zu können. Sein Nachfolger, Friedrich IV., aber ließ die Dinge gehen, wie sie eben gehen mochten. So wenig er selber auf Reichstagen erschien, so wenig thaten es die Fürsten, und auch hier trat überall Verwirrung ein, Willkür an die Stelle des Gesetzes und das ganze Staatsgebäude schien zusammenbrechen zu wollen.

Es sollte aber für beide — für Sprache und Reich — bald eine Aenderung eintreten. Für die Erste trat Luther in die Schranken und gab ihr wieder feste Normen und Gesetze, für das Letzte Maximilian. Allein in keinem Gebiete hatte die Verwirrung damit aufgehört. Zwar erholte sich die Sprache langsam wieder, wäre jedoch in den wilden Kriegzeiten, welche auf die Reformation folgten, beinahe gänzlich unterdrückt und ausgerottet worden; denn die altgerade Redeweise schien unter dem Druck der eindringenden Fremdwörter fast zu erliegen; die deutsch in Wurzeln wurden immer seltener und seltener gebraucht und durch ausländische ersetzt; die ganze deutsche Sprache zerfiel in eine Art Galimatias aus, bei welchem am Ende freilich das französische Idiom mehr die Oberhand behielt. Gerade so ging es mit dem deutschen Reiche. Der Reformationskrieg hatte in den 30 Jahren seiner Dauer entsetzliche Verwüstung nach Deutschland gebracht, und auf den Trümmern zu Münster und Osnabrück regierten mehr die fremden Mächte und französisches Geld als das deutsche Element.

Die Sprache aber erholte sich früher als das deutsche Reich. Die gelehrten Gesellschaften nahmen sich des armen Kranken an und curirten alleopathisch wenigstens denselben soweit, daß er wieder hergestellt wurde, ohne jedoch den früheren Grad von Gesundheit zu erreichen. Die schöne Form der mittelhochdeutschen Sprache, das volle Klingen ihrer Wurzeln, die zerliche Constructionsfähigkeit — all das verschwand und eine langweilige, an Ton und Farbe geschwächte Ausdrucksweise trat an ihre Stelle. Daß sich jedoch auch mit dieser um soviel einträglicheren Sprache Unverdauliches erzeugen lasse, zeigt die zweite classische Periode unserer Literatur.

Dem deutschen Reiche konnte weder durch geklebte, noch durch angelehnte Gesellschaften mehr aufgehoben werden. Es schleppte sein lethargisches Dasein noch anderthalb Jahrhunderte fort, mehr dem Namen nach, als in der That bestehend, und es überlebte endlich die Kaiserwürde, die zu Frankfurt und Aachen nur mehr als Spielzeug galt, an die heitere, blaue Donau; und in der Ära Karls des Großen beginnt jetzt ein eigenständiges Wollen und Leuchten, sein Schwert durchschwingt die Rüste mit wunderbarer Glanz und es ist — als wolle auch das alte deutsche Reich seine Auferstehung feiern, als sollte aus Oesterreich wieder ein Deutschland hervorgehen!

Das Salz in Siebenbürgen.

11. April 1855.

H. Kohl sagt in einem sonst vortrefflichen Aufsatze über das Steinsalz: „Erzigt hinab in Wieliczka wunderbare Salzbergwerke, wo man so reines und durchsichtiges Salz findet, daß man es sogleich, wie es aus der Erde kommt, verbrauchen kann; besucht Oesterreichs Salzammergut mit seinen unermesslichen Salzschätzen der Hölzl, Hallen und Hallstätt und das bairische Reichenhaller; sieht Preussens merkwürdige Salzquellen bei Halle, und überall, wo sonst auch der Ortsname Hall begegnet, da werdet ihr das finden, was das Wort bezeichnen: das Salz.“ Siebenbürgen wird mit keiner Silbe erwähnt, und dazu ist das Land noch so unglücklich, keinen einzigen auf Hall ausgehenden oder damit bezeichneten Ortsnamen zu besitzen. Und doch gehört Siebenbürgen in die Reihe derjenigen Länder nicht nur Europas, sondern der ganzen Erde, welche mit diesem für Menschen und Thiere so unentbehrlichen Genuß, dieser Delicatesse der Schale, diesem Confect des Rameels, wie die Araber das Salz nennen, so überaus reichlich gesegnet sind. Denn es hat 40 bis jetzt bekannte Punkte ansteigenden Salzes, 192 Salzbrunnen und 593 Salzquellen. Bei Salsola allein gäße man auf einem Terrain von vier Stunden Umfang 60 zu 60 gehende Salzfeldgruppen. Bei Sostomb, zwischen den Trifshafener Kinses und Örgény-Drasfaln brechen 48, bei Szovata gar 129 Quellen hervor. Die letzteren vereinigen sich in einem kleinen Bache und sind mitunter so gefährlich, daß sie selbst den nahen Kettelsfluß afficiren. Solcher Salzläge, oft mit 10–15 Percent Salzgehalt, hat Siebenbürgen viele, so z. B. bei Szitas-Kereztz und Siarfalva einen von 800, und bei Örgény-Dosova einen von 100 Klafter Länge. Hien müssen noch die zahlreichen Salzmeere gerechnet werden, deren bedeutendste bei Regau und Röske, fern der Küsten, welche sich während des Sommers an diesen Orten, z. B. bei Wäghkirchen unterhalb Neumarkt auf einer 160 Klafter langen und 1000 Klafter breiten, unersuchbaren Fläche, und bei Blustotz in einem 2000 Klafter langen Thale bilden. Und erwägt man endlich, daß die Salzquellen das Salz auch in der bald größeren, bald geringeren Größten bedürftlichen Salzlagern herausführen, daß mithin ihr Vorhandensein mit Sicherheit auf das Vorhandensein von Steinsalz in unbekannten Tiefen schließen läßt, wie dies die Erfahrung im südlichen Deutschland und Frankreich bezeugt hat, so muß man den Salzreichtum Siebenbürgens in der That sehr bedeutend nennen, so bedeutend, daß das Salz hier wie zu Kerman in Persien zum Häufchen verwendet werden könnte. Wenn, wie berechnet worden ist, der im Meerwasser enthaltene Salzgehalt hinreichen würde, die ganze Erdoberfläche mit einer 2500 Fuß hohen Salzschicht zu überdecken, so könnte diese Salzschicht durch den Salzverkehr Siebenbürgens nach sehr billiger Schätzung um 0.3 Fuß erhöht werden.

Nur der Umfang, daß Oesterreich und Wieliczka Vergleichen allein jährlich nahe eine Million Centner Salz gewinnt (der Marmaros, die fast ebensoviele liefert, nicht zu gedenken), und daß die Wichtigkeit des Salzes doch nur noch in Betreff der Küche und weniger Industriezweige, als der Seide, Seifen- und Glasfabrication und der Bleicherei und Gärberei, ganz erkannt ist, bringt es mit sich, daß Siebenbürgen trotz des angebundenen Salzreichtums für Viele noch eine terra incognita gewesen bis auf den heutigen Tag. Man spricht von den Salzseen zu Gallen, Berthegaden, Hölzl, Hallstätt, Nusse, Hall, welche 26, von der Eibenerer Quelle, welche 25, von der Reichenhaller, welche 23, von der Schöneberger, welche 13 und von der Gallener, welche nicht einmal 10 Percent Salzgehalt hat, und von vielen anderen, während nur Wenigen bekannt ist, daß Siebenbürgen allein mehr als 40 Quellen besitzt, deren Salzgehalt den der genannten um 5–12 Percent übersteigt.

Die Formation, in welcher sich die Salzquellen und Salzlager oder Salzstöcke befinden, erfüllt das ganze mitteleuropäische Siebenbürgen und nimmt einen deutlich abgegrenzten Raum von 100 Quadratmeilen und darüber, also mehr als ein Drittel Siebenbürgens ein. Sie lehnt sich an ganz heterogene Felsarten, je unter Anderem an den Karpaten-Sandstein und an den Basalt bei Reps und Hevis, an den Trachit am Gargitsgebirge, an den Porphyrt im Rareschthal. Merkwürdig ist, daß unsere Salzlager mit

den auf beiden Seiten der ungarischen Karpaten gegen Siebenbürgen ansteigenden, somit auch mit den galizischen in keinem Zusammenhange stehen, auf welche letzteren die bekannte Lage hindrückt, nach welcher ein Ring, den die fromme Gemalin Beoloslau II. in Ungarn in einen Salzbrunnen warf, in Wechna in einem Stüd Steinsalz wiedergefunden wurde, Gegenwärtig stehen sie in Verbindung mit den Salzlagern der Walachei, denn der Rethenbun-Bach, wo nach der älteren Ansicht der Salzfluß aus der Walachei nach Siebenbürgen eintreten sollte, liegt, wie neuere Untersuchungen nachgewiesen haben, 14 Stunden weit durchs in Olinmerischkegebirgen, an welche sich zu beiden Seiten, südlich in der Walachei und nördlich in Siebenbürgen die Salzformation zwar anlehnt, aber nicht hindurchgeht. Dagegen giebt sich eines unserer Salzlager nach der benachbarten Moldau hinüber und breitet sich am Fuße der Karpaten aus.

Obgleich die kassalischen Salzüberläufe, welche die unersuchbaren Steppen Nordasiens, Mittelasiens und Sibirijs bedecken, oder wie bei Garbama in Spanien, wo es als Steinbruch bearbeitet wird, geht das Steinsalz auch in Siebenbürgen an vielen Stellen zu Tage, so bei Tarajd, Salsola, Szovata, Pustal, Blaf, am Ufer des Salsflusses bei Sals-Modarhely, am Örgénybach bei Sals-Sz. Marton. Im Ganzen liegen die Salzstöcke nicht sehr tief, an wenigen Stellen 60 Fuß, an den meisten nicht 20–30 Fuß, ja bei Hemrod-Sz. Marton, Hemrod-Sz. Val, Hemrod-Kemenfalva, Örgény, Salsola und Regau nur 6–10 Zoll unter der Erdoberfläche. Letztere läßt darauf schließen, daß ein großer Theil unseres Steinsalzes der kassalischen Zeit des nun verdunsteten Meerwassers sei, welches in unvorstelllichen Zeiten den Boden unseres Mittellandes bedeckte. Daraus bezügliche Analogien finden sich in Ländern, die in dunkler Vorzeit ebenfalls Meerboden waren (wenn überhaupt die noch immer gangbare, obwohl schwer zu behauptende Hypothese anzugehen werden darf). Bekanntlich tritt in den weiten Steppen am Radsch- und Altstschir durch Ausblähung und Auswitterung des Bodens bedürftig Salz hervor. Daß aber der Boden unseres Mittellandes gleich der eben genannten Gegend einst Meeresboden war, geht unzweifelhaft nicht nur aus den in denselben vorfindlichen, äußerst zahlreichen Ueberresten von Meeresthieren, sondern auch aus der eigenthümlichen Bildung mehrerer unserer Thäler hervor, deren genauere Beschreibung aber hier zu weit abführen würde.

Einige unserer Salzlager waren schon den Römern bekannt und wurden von denselben abgebaut, so das bei Thorba, daher der lateinische Name *Salsola*. Gegenwärtig gewinnt man das Steinsalz nur an fünf Orten, nämlich in Tarajd, Thorba, Maros-Ujvar, Salzbun und Nusse. Zwischen Thorba und Nusse befinden sich zwei alte Gruben, welche außer Betrieb gesetzt wurden, weil die genannten den Bedarf decken. Mittels Pulver und Spitzhammer — denn das Steinsalz ist in Siebenbürgen seltener als sonst von Öpess und Anhydrit begleitet oder gar in Thon- oder Kalkstein eingewachsen — wird es aus gewaltigen unterirdischen Domen gewonnen. Noch an keinem der genannten Orte sind die Salzstöcke weiter als bis zu 500 Fuß abgebaut, noch an keinem durchfahren worden. Nicht in eilindrischen Stüden, wie in den galizischen Werken, oder in Zundersternform, wie im Salzammergut, sondern in der naturgemässen Gestalt von Würfeln wird es entweder am Plage veranft oder nach Ungarn verschickt. Herrlich blaugefärbte Würfel, wie sie im Hallstättler Werke häufig vorkommen, werden selten gefunden. Schon weiß, fast wie Schnee, ist das Salz, welches in Thorba gewonnen wird, und auf dieses dürfte wohl mit Recht das bekannte Wort des Plinius angewendet werden: „Man kann die Nichtigkeit und höchste Frivolität des Lebens nicht schöner als durch den Namen des Salzes bezeichnen.“

Die zahlreichen Salzbrunnen, deren Venenung zu häuslichen Zwecken den Bewohnern des Ortes, auf dessen Gebiet sie liegen, gestattet ist, schmälern den Abfall des Steinsalzes nicht wenig, obgleich man in Siebenbürgen noch wenig von Sodas- und Siedewerken weiß. Leider weiß man fast ebensowenig von der Heilkraft vieler dieser Brunnen, welche Job, Schwefel-Verbindungen und Salspetr enthalten. Nur bei Salzbun, Thorba, Sals-Sz. Marton und an einigen anderen Orten hat bereits Bade-Einrichtungen hergestellt werden.

Im Schlußte sich noch des Einflusses erwähnt werden, den das Steinsalz auf die verticale Configuration unseres Landes geübt hat und noch übt. Die allmähliche Auskantung zahlreicher Salzstöcke hat, wenn auch nicht durch Durchbarkeit, so doch wenigstens durch große Ausdehnung bemerkenswerthe Erdschübe und Verschiebungen verursacht, welche den Boden innerhalb des Salzformation umschließenden Gebietes mit nach und nach nivellirten und noch nivelliren. Oft, und am häufigsten an jenen Orten, wo Steinsalz wirklich zu Tage geht, kommen solche Erschütterungen noch heute nicht selten vor, an anderen Orten tauchen sie nach Jahrhunderte langer Ruhe in neuen Jahren, wie 1851, wieder auf. So dient hier das Steinsalz als Mittel zur allmählichen Ausgleichung des

gestellten Gegenfazes zwischen Hoch- und Tiefland, an welcher die Natur mit noch weit häufigeren Mitteln seit undenklichen Zeiten arbeitet, ehe sie zu Stande gebracht zu haben; wie auch die Menschheit sich abmüht an einer ähnlichen Ausgleichung, die ihr so schwer zu gelingen scheint und doch endlich gelingen muß, wenn das Leben, die Welt mehr ist als ein sinnliches Spiel einander bekämpfender Gewalten.

Aus Irland.

Dublin.

[Das Trinity-College. Die Bank of Ireland. Die Börse. Das Castle. St. Patrick's Cathedral. Andere Kirchen. Der Phönix-Part und die Viceregal-Lodge. Eine National-Schule. Friedend-Meeting. Bazar. Theater. Reminiscenzen.]

(Schluß)

E. M. In den Gebäuden, welche die beiden viererzigen Hofräume bilden, sind die Staatsgemächer des Lord-Lieutenants gelegen und verschiedene Aemter, wie das Schatzmeisterei, die Registratur, das General-Admiralität u. s. w. untergebracht. Obwohl seit der Union die eigentliche Regierung Irlands jenseits des St. George-Canals liegt, so ist doch die Form beibehalten worden, und in den häuslichen Tagen, die den Beginn dieses Jahrhunderts wie fast überall, auch in Irland bezeichnen, war die Stellung eines Vice-Königs von Irland eine sehr bedeutende. Gegenwärtig beschränken sich die Pflichten desselben wesentlich auf Repräsentanten; er hält einen Hofstaat, der bei feierlichen Gelegenheiten die Ehre, an welcher der Thron des Vice-Königs sich erhebt, und alle Sonntage die Stühle der schönen gotischen Capelle füllt, die mit dem sonst so düstern Innern des Castle verjüngt, und deren kunstvolle Gekuppelungen, namentlich die der Kugel mit der Bibel und den Gefallen der Apokalypse wohlverdiente Bewunderung erregen.

Die Kathedrale von Sanct Patrick steht in dem ältesten Theile von Dublin mitten unter niedrigen Häusern, umgeben von engen dunklen Gassen und finsternen Durchgängen, wie ein erhabener Gesandter Seite unter armen schlichten Völkern, wie ein Symbol jener mächtigen Lehre, deren erster Apostel ein unerschütterlicher Fels war. Sie wurde im Jahre 1190 von John Gough, Erzbischof von Dublin, und zwar, wie man sagt, auf demselben Plage erbaut, wo früher die von dem Schatzgeizigen und Reichen Irlands, Sanct Patrick, im Jahre 448 errichtete Kirche stand. Es mag auch die ängere Veranlassung sein, daß die den Mächten der Welt liegt. Unter der Regierung der Königin Elisabeth wurde sie wie alle Kirchen dem katholischen Cultus entzogen, war aber seitdem lange Zeit in einem verfallenen Zustande, daß sie zu gottesdienstlichen Handlungen dahn nicht geeignet war. Erst in neuerer Zeit wurde ein Theil derselben renovirt und hergerichtet und dem Cultus der englischen Staatskirche öffnet. Die Gruft von Sanct Patrick birgt die Leiden von Dean Swi und Stella, seiner unglücklichen Verehrerin. Eine Säule der Reptoren einer Gefe bewahrt ihr Andenken. Von den Monumenten ist das hervorragendste das von Richard, Earl of York, welches unter der Regierung Karl I. richtete wurde. Die Leiche des Herzogs von Schwomburg, welcher in der Schlacht an der Boyne fiel, ist gleichfalls in Sanct Patrick beigesetzt wie eine bescheidene Wand-Inskript erzählt, über welcher die Kanonengel, die den tapferen Soldaten tödtete, einmurmelt ist.

Im Ganzen hat Sanct Patrick verhältnißmäßig nur historisches Interesse. Der Bauwerk ist durch die vielen Ausbesserungen und Zuschüben nach und nach ein beinahe unerkennlicher geworden. Das Ginzige, was von Bedeutung in architektonischer Beziehung ist, sind die Capitäle der Vogenfüße, welche die Kuppel tragen, und deren mannigfaltige und fein ausgeführte Stützwirk einen guten Begriff von der alten Ornamentik gibt. Uebrigens findet man weit interessanteren Minnen genug in Irland, als Sanct Patrick; denn zu den Minnen muß man es frey als Renovationsjahn.

Glavin Church, die zweite Kathedrale von Dublin, enthält das Ob Strengbeweis, des anglo-normannischen Grobsteins von Irland. Ein Monument, dem vor zwelbundert Jahre nach seinem Tode von Henry Erb, dem Lord-Präsidenten, errichtet. Es besteht aus zwei aus Stein gebauenen Figuren, von denen die eine einen Ritter in voller Rüstung, die andere eine Frau, seine Gattin Eva, die neben ihm begraben liegt, vorstellt. Sie herrschen über die Gektheit des Grabes trotz der bestimmten Inskript S Monumentes nach bedeutende Zweifel.

Von katholischen Kirchen ist die Jesuitenkirche die schönste, und ausgezeichnet durch vortheilhafte Choralmusik. Die Sanct-Anastasia birgt Leiche der jung verstorbenen Dichterin Felicia Hemans, deren edles Gemüth und ungewöhnliches Talent wohl ein einfaches Gedenkzeichen verdient. St. Michaels Church hat seine Ansprüche auf architektonische Bedeutung zu machen; sie ist wie die meisten alten Kirchen ein einfaches frei-

förmiges Gebäude von dunklen Steine; merkwürdig jedoch ist die Eigenschaft, welche die Gruft dieser Kirche hat; die Leichen ehe alle Präparation so unverfälscht zu erhalten, als ob sie einbaufamst wären.

Doch ist glaube, der Leier ist mit lange genug in Schlösser und Kirchen, durch Moder und Griffe gefolgt; der Duff vergangener Jahrhunderte mag sich schon beugend auf seine Gruft legen; er mag sich schon sehen nach etwas Gegenwart und Leben, nach etwas blauem Himmel und Sonnenschein, nach etwas Wassertränken und Blätterflühen. Wohlan! er nehme mit mir auf dem leichten offenen Fußwege Platz, das auf seinen zwei kleinen Rädern von einem starken Pferde gezogen und von einem humoristischen „Paddy“ gelenkt wie ein Zügel dahinrollt und uns nach dem Phönix-Part führt, wo wir das Alles finden, und noch ebendrin elegante Caispays, schöne Reiter und schöne Amazonen. Bevor wir den Phönix-Part erreichen, führe wir die Royal-Parade genannte Kaserne auf einer Anhöhe gegenüber dem River-Liff, an dem wir entlang fahren. Auch das Soldaten-Erziehungsbau und das Militär-Spital erheben sich an unserm Wege.

Der Phönix-Part gilt für den größten in ganz Großbritannien und Irland, und es mag einen Begriff von seiner Ausdehnung geben, wenn wir sagen, daß während der langen Anwesenheit der Königin Victoria zwölf Regimenter auf einem seiner vielen Rasenplätze manövrierten und die Reue passierten. Seine Größe verschwindet jedoch vor seiner feinen Abweckslung, seiner wunderbaren Pflückheit. Man kann Stundenlang fahren und wird immer neue und überraschende Ansichten entdecken, immer höhere und geheimere Reize werden sich dem Beschauer erschließen. Bald ist es eine Waldpartie mit prächtigen Firschen, bald ein Weidplatz mit großen Röhren, bald wieder eine cultivirte englische Garten-Anlage, durch die der Wagen rollt. Jetzt sind wir an den schiffswachenförmigen Ufern eines kleinen Sees, und jetzt an den eines klaren Waldbades. Dieser Abhang enthält uns eine finstere Felspartie, und von dem Gipfel jenes Hügelg genießen wir eine entzückende Aussicht auf Stadt und Gegend.

Mitten in diesem Parte liegt die Viceregal-Lodge, die gewöhnliche Wohnung des Lord-Lieutenants, der das finstere Castle nur bei offiziellen Gelegenheiten betritt. Die Viceregal-Lodge stimmt in ihrer Bauart ganz mit der ländlichen Parthungelage überein. Sie ist ein einfaches, niedriges, cettage-ähnliches Gebäude, das jedoch in unfehlbarer Hülle den ganzen raffinierten englischen Comfort verbirgt.

Bei dem Phönix-Monumente und dem Wellington-Denkmal nehmen wir von dem Parte der Liff den Blick eines Jeden, der ihn besucht hat, eine sonnige Erinnerung zurücklassen muß. Abseits und lehren in die Stadt zurück, wo wir das National-Erziehungs-Institut befinden müssen. Dieses Institut ist vortreflich eingerichtet und hat den doppelten Zweck, erstens die Kinder der ärmsten Volksschichten in den notwendigen Kenntnissen gegen Vergabung von einem Penny zu unterrichten, anderseits tüchtige Lehrer und Lehrerinnen für die so sehr im Argen liegenden irischen Volksschulen heranzubilden. Hohe lustige Säle und weite grüne Turnplätze bürden dafür, daß das physische Wohl der Zöglinge zugleich mit ihrer geistigen Entwicklung zu fördern geschieht wird. Außer Lesen, Schreiben und Rechnen werden auch die Anfangsgründe des Zeichnens und Singens gelehrt.

Niesige Rimonen, von langsam durch die Straßen wandernden Männern und Frauen auf dem Rücken getragen, haben für den Abend zu einem Friedend-Meeting ein, welches einer der von dem Dubliner Friedend-Congresse zurückgelehnten Abgeordneten hielt. Der Saal der sogenannten Notenda war ziemlich gefüllt, und der Redner, als ich eintrat, eben in der eifrigsten Argumentation begriffen. Derselbe war ein noch junger Mann, dessen geistvoller Kopf sich vortheilhaft aus einer blendend weißen Gewatte hervorhob, und dessen schlante Hebe Gehalt sich zu Pferde und in einer reichen Uniform besser als in der ersten, fast geistlichen Kleidung, die er trug, ausnehmen mußte. Seine Stimme war hart und wehrbändig und mußte sich vor der Fronte einer Truppe sehr gut verständlich gemacht haben. Der ganze Mann schien mit einem Worte von der Natur weit eher zu einem Cavallerie-Officer als zu einem Friedend-Apostel bestimmt zu sein. Nichtsdestoweniger sprach er für die Sache, die er einmal zu der seinen gemacht hatte, mit Feuer und Geist, mit Pathos und zuweilen mit einem Humor mit satirischen Ausfällen auf die Gegner. Das Heart! Heart! unterbrach ihn häufig, und bei den Hauptpunkten der Rede belohnte ihn enthusiastischer Beifall. Auf mich machte jedoch die Meeting gegenüber der Wirklichkeit den halb tragischen, halb komischen Eindruck, den es und für sich edle Vortreibungen, wenn sie donquixote-artig gegen feindliche Verhältnisse ankämpfen, immer hervorbringen. Obgleich ist die Friedendidee an sich eine schöne und moralisch berechtigte Aufgabe, deren Lösung jedoch nach aller Wahrscheinlichkeit in der nebenrauen ferns künftiger Geschlechter liegt, dann könnte sie auch eine practisch ausföhrbare werden.

Nachdem ich den Friedensapostel seiner Verehrung und seinen Zuhörern überlassen hatte, ging ich durch die elegante Sadville-Street nach dem Royal-Dublin-Theater. Das Bedürfnis des Handschuhs führte mich in einen jener großartigen Bazar, in denen man mit der Wunschkarte eines wohlgefüllten Portemonnaies alle seine Bedürfnisse und Taugen beschreiben kann. Diese Bazar mit ihren Gallerien und Souveränen, mit ihren zahllosen Gemälden gleichen in gewisser Beziehung jenen märchenhaften Zaubermäulen, die Alter in Jugend, Gäßlichkeit in Schönheit verwandeln können. Schiedt einen inoffenen Bettler, das zerlumpte alte abtöndende Wesen, bei der ersten Thüre hinein, und er kam als vollendetes Modelld bei der zweiten hinausgehen. Auch seine Wohnung kann man sich in diesen Magazinen von dem Teppich des Angewandten bis zu dem Eute des Platons einrichten.

Dublin hat zwei Theater, das Royal-Dublin-Theater und das Queens-Theater. Das Royal-Dublin-Theater ist das größere, macht mehr Ansehen, ist aber beileibe schlechter als das kleinere und bescheidene Queens-Theater. In dem ersten hörte ich die „Stimme von Portici“, und mußte bei dieser Vorstellung nur bedauern, daß jenella die einzige hübsche Person dieser Oper ist. In dem letzteren, das ich mehrmals besuchte, sah ich mit eigenbüßlichem Interesse zwei aus dem Deutschen übersehte Stücke: Schillers „Räuber“ und Robesue, „Hizze“, oder die Spanier in Peru. Die „Räuber“ sind von dem englischen Bearbeiter schauerhaft verballhornt worden; Robesue's Stück fenne ich nicht genau genug, um das Original mit der Bearbeitung vergleichen zu können. Keinesfalls war viel an denselben zu verdienen. Beide Stücke, besonders aber die „Räuber“ wurden von dem etwas lauten und lärmenden Publikum eulenkühlig aufgenommen. Was die Darstellung betrifft, so fand die englischen Schauspiel mit wenigen Ausnahmen im ersten Drama vollkommen unansehnlich. Sie überließen aufsuchbar, stampfen mit den Füßen, schrien mit den Armen in der Luft, faulsten mit den Zähnen, schrien bis sie heiser fielen, saßen in unmöglichen Stellungen zu Boden, mit einem Worte, sie fielen complete Geistesleer. Dafür sind sie aber im Euphorie, besonders in der derbersten Gattung ausgebreitet, voll von Wahrheit, edstem Humor und unüberwindlicher Drafik. Die kleinen Garen, die jedesmal einen englischen Theaterabend beschließen, sind gewöhnlich das köstliche Dessert eines ganz ungenießbaren Dinners. Mr. Charles Dillon, der Malabar des Queens-Theaters hat als Hippolyte, als Karl Moor, als Richard III. das Mögliche, mir das Theater zu verleben, was die Könige ihnen ihm erfolgreich das Gegengewicht. Außerdem hat das Queens-Theater auch ein recht gutes Ballet und besitzt in Miss Bonn eine erste Tänzerin, die alle Eigenschaften hat, um sich früher oder später einen europäischen Ruf zu erwerben. Ein Uebelstand, der namentlich Damen den Besuch dieses Theaters verleidet, sind die zu niedrigen Preise der Galleries, die es einem äußeren Publikum und nicht besonders rücksichtsvollen und jugendlich machen.

Es war eine schöne Nacht, als ich das Theater verließ, und so wanderte ich noch planlos durch die Straßen. Dort erhebt sich im Mondlichte King Williams Central. Das ist Fitzhambles-Street, wo einstens die Musikhalle stand, in der zuerst Versuchende von „Händels“ „Messias“ aufgeführt wurden. Handel hat dieses große Werk während eines Besuchs in Dublin, zu dem ihm der Herzog von Devonshire, damaliger Vize-König von Irland, einlud, componirt. Dort ist das Haus in Upper-Merion-Street, wo der Herzog von Wellington geboren wurde. Das ist Chancery-Place, einer der wenigen altirischen Hofplätze, die noch von der Familie, die sie erbaut, bewohnt werden. Chancery-Place war der Schauplatz der meisten wichtigsten politischen Ereignisse Irlands, während Moira-Place, das jetzt ein Bettler-Depot ist, einst der Versammlungsort aller Talente Irlands war, die in dessen Besitz einen wahren Namen fanden. In Johnsons Geant lebte Moores Vater, und fast jede der Straßen, durch die mich mein nächtlicher Spaziergang führte, hatte irgend eine Aemlichkeit oder Tradition von Wellington. Lord Mornington, Moore, Swift, Sheridan, Temple, Wolf Tone, Grattan und anderen nicht geringen Männern aufzuweisen.

Es war sehr spät, als ich in mein Hotel zurückkehrte, welches, beiläufig bemerkt, obwohl eines der ersten in Dublin, dennoch wenigstens nach continentalem Gasthausbegriffen ganz erbärmlich war.

Das Villa'sche Planisphäräum.

Herr Ignazio Villa, Künstler aus Mailand, hat eine äußerst sinnreiche, einfache und leichtfaßliche Projection des Erdballs erfunden und ausgeführt, welche wegen der vielen Vorzüge, die sie vor dem bis jetzt

bei dem Schulunterricht und in der Paris ähnlich gemessenen zwei Hemisphären und dem planisphärischen Mercator beßert, in Völkern zur allgemeinen Geltung gelangen dürfte. Es wird in dem Villa'schen Planisphäräum in einem Bilde die gesamte Erde mit dem natürlichen ununterbrochenen Zusammenhang der Erdtheile wie auf dem topographischen und schwer zu handhabenden Globus ersichtlich. Beim ersten Anblick ersieht man die Gegenstände (Antipoden) eines jeden Punktes der Erde, und was die neue Karte besonders annehmlich und praktisch macht, ist die Uebersicht der Zeitperioden in Stunden, Minuten und Sekunden, welche gleichzeitig auf der ganzen Erde in ihrer täglichen Rotation auf den verschiedenen Punkten geographischer Breite stattfinden, und zwar ohne die geringste maßstabmäßige Veränderung mit der größten Genauigkeit durch bloßes Hinschauen. Die vorzüglichsten Vorzüge nach ihrer relativen Höhe über der Meeressfläche in jedem Meridian, der Höhe nach ihrer Größe und Länge, Wasserfälle, Monumente, sowie ein einziger Kalender und das ganze Planisphäräum sind als Beigabe zur Completion des Gesamtbildes auf das hinreichend auf dem Bilde angebracht. Sehr interessant und die Karte dadurch, daß alle maritimen Reisen in ununterbrochenen Linien angedeutet erscheinen. Die Projection kann eine doppelte werden: die eine ist besonders geeignet zum Detailstudium des Festlandes, die andere zum Detailstudium der Küsten, Meere und Inseln. Dem Erfinder, der sich jetzt in Wien befindet, um seine neue Projection dem hohen Unterrichts-Ministerium vorzulegen und deren Annahme für den Schulunterricht zu erwirken, werden die größte Anerkennung zu Theil. Das Unterrichts-Ministerium ernannte eine Commission von wissenschaftlichen Fachmännern, bestehend aus dem Herrn, dem kaiserlichen Rath v. Staudacher, Schulrath Becker, Director der Wiener Hochschule, sowie vorzüglich Geographen und Schulmänner, um seine Karte nach Prüfung des Sytems ihre Aenderung dahin ab, daß die neue Karte als eine besondere Vereinfachung der bis jetzt bestehenden geographischen Hilfsmittel anzusehen und das es wünschenswerth sei, daß das hohe Ministerium dieselbe in Mittelschulen, Gymnasien, Real- und Handelschulen, sowie den öffentlichen Cabineten zum Ueberrande empfiehe. Die Commission ersah, daß durch diese Karte eine Uebersicht der gesamten Erde in einem Bilde leicht, das wichtige geographische Probleme, die bis jetzt nur durch Beschreibung zu ermitteln waren, der Anschauung bildlich dargestellt werden fern, und daß die Karte besonders zu höheren geographischen Erörterungen der magnetischen und physikalischen Momente sich eigne. Die Commission schreibt jedoch dem Künstler vor, in welcher Form die für den Unterricht speciell zu dienende Karte einzurichten wäre. Der Erfinder ist im Begriff, die Ausgabe seiner Karte zu beschleunigen und sie dadurch dem wissenschaftlichen Publikum zugänglich zu machen.

Herr Villa wurde die hohe Ehre zu Theil, Sr. Majestät dem Kaiser seine Erfindung und zugleich seinen Wunsch, Anzeiger, beizugeben, in einem Abdruck in Verbindung mit seiner Projection, vorlegen zu lassen. Die Uebersicht wird als besonders eignen für telegraphische Bureau, zum Zweck an öffentlichen Plätzen und zur Vereinfachung physikalischer und astronomischer Momente. Wie wir vernehmen, ist die Einräumung einer solchen Uhr für einen jeden Platz der Residenzstadt Wien beim Magistrat in Voranschlag gebracht. Das Aussehen wird nur unbeschadet, da man sehr leicht eine jede Uhr durch kleine Aenderung des Afferblattes in einen solchen Weltkund-Anzeiger verwandeln kann.

Literatur und bildende Kunst.

Der kunstsanne Hr. E. Rabode, dem wir bereits so öfters Beiträge zur Kunstgeschichte verdanken, hat in Paris (bei Dantze 52 c. gr. 8.) einen neuen Vortrag zur antiquarischen Topographie von Paris herausgegeben. Er tritt das ehemals im Gehälz von Benouge befindliche Eufidische Madrid, das Franz I. zur Erinnerung an seine Geliebten in der Hauptstadt Franzosen, nach der Schlacht von Ravia, ganz nach dem Willen des vorigen Palastes hatte erbauen lassen und das in der Kunstgeschichte einen besonderen Platz wegen der an denselben angebrachten großartigen Werke de la Robbia besetzt. Der Verfasser geht die Geschichte jener eigenthümlichen Tafel-Weiten (von denen sich mehrere in schönsten Proben im Kaiser-Museum befinden) durch und berührt dabei im Allgemeinen die Geschichte des Schloßes Madrid, das mit vielen gleichzeitigen Bauten und mittelalterlichen Kunstwerken, in dem Baudalmsinn der Revolution seinen Untergang gefunden hat. Das Werk ist mit großem Eifer gedruckt und die Exemplare sind, um es nicht in das Gedröck des gewöhnlichen Bücherverkehrs kommen zu lassen, sämmtlich numerirt.

Einer der bekanntesten Maler Frankreichs, Robert Fleury, liegt todt darnieder. Es war das Gerücht verbreitet, daß Ingers, der berühmte Schüler des großen Malers David, vom Ueberflusse gerührt worden sei. Wir wissen, daß der Zustand des Herrn Ingers gegenwärtig sehr befriedigend ist. — Maler Delacroix, welcher seit Jahren nicht mehr ausstellte, dürfte von seinem Entschlusse abgehen. Man will wissen, daß er seine Jane Grey, seinen Cromwell, seinen Napoleon auf dem St. Bernabä andellen werde. Die Zeitigung, welche die Strenge der Jury unter den Künstlern hervorgerufen, dürfte binnen wenigen Tagen ein Ende haben. Derselbe ist übrigens begreiflich, denn sehr geliebte Künstler haben ihre Werke angeschossen. Einige haben in viele Werte, Manche alle Gemäld, die sie im Laufe ihres Lebens gemalt, geschickt. Andere sandten Bilder, deren Gegenstände der Ausstellung unwürdig befunden wurden. — Der erste Theil eines neuen Werkes von Eugène Delacroix, welches den Titel „Abel Verneuil“ führt, ist in Paris bei E. Chappé erschienen.